

P E T E R M E I S E N B E R G

DIE NACHT
DER DOLLARS

K R I M I N A L R O M A N

emons:

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH

Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: Leonardo Magrelli unter Verwendung der
Motive von [Istockphoto.com/Lisa-Blue](https://www.istockphoto.com/Lisa-Blue); ands456; philipimage

Gestaltung Innenteil: DÜDE Satz und Grafik, Odenthal

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany 2023

ISBN 978-3-7408-1846-3

Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

Für Susi

ERSTER TAG

Die Müdigkeit kriecht in ihm hoch wie ein langsam wirkendes Gift, dem man sich irgendwann freiwillig hingibt. Wenn man nur könnte. Er hätte gerne die Beine auf der Holzbank ausgestreckt, aber die Frau links neben ihm achtet mit strengen und strafenden Blicken darauf, dass er die Grenze der ihm zustehenden Hälfte der Bank um keinen Zentimeter überschreitet. Jedes Mal, wenn er seine Füße ein wenig weiter nach links verschiebt, drückt sie sie mit ihrem Pappkoffer zurück in seinen Bereich. Unter anderen Umständen wäre das ein lustiges Spiel.

Die Frau ist hohlwangig, die dunklen Augen liegen in tiefen Höhlen, strahlen aber die bittere Entschlossenheit der Überlebenskämpferinnen aus, denen er in den Eisenbahnen und den Wartesälen seit seiner Abfahrt aus Weimar vor zwei Wochen ständig begegnet. Natürlich könnte er mit ihr darüber diskutieren, dass ihr verdammter Koffer nichts auf der Bank verloren hat, dass diese Bank für Menschen da ist und nicht für Koffer, dass sie mit dem Koffer gefälligst Platz machen soll, damit er seine müden Beine ein bisschen ausstrecken kann. Aber er weiß, dass diese Diskussion sinnlos wäre. Niemals würde sie den Koffer aus der Hand geben, ihn außerhalb ihres unmittelbaren Zugriffs aufbewahren. Koffer gehören in diesen Tagen zu den wertvollsten Dingen, die ein Mensch besitzen kann. Also nimmt er nach einiger Zeit seine Beine von der Bank herunter, stellt sie auf den Boden, im Wissen, dass er so nie zum Schlafen kommen wird. Er kann nicht im Sitzen schlafen, konnte er noch nie. Dabei ist er seit Tagen so müde, dass er das Gefühl hat, sogar im Stehen einschlafen zu können, und dass immer dringlicher der Wunsch in ihm wächst, er wäre ein Pferd.

Doch selbst wenn er sich auf der Bank ausstrecken könnte,

wäre es nicht sehr wahrscheinlich, dass er hier Schlaf fände. Es ist um die Mittagszeit, und der Wartesaal in dem Nürnberger Vorortbahnhof ist zum Bersten voll, der Lärm hier ebenso unerträglich wie der Gestank. Die komplette Altstadt wurde bei dem alliierten Luftangriff am 2. Januar mitsamt dem Hauptbahnhof zerstört, deshalb wird der Zugverkehr mühsam um die Stadt herumgeleitet. Dieser Wartesaal hier ist viel zu klein für das Heer von Menschen, das wie in allen Bahnhöfen Deutschlands manchmal tage- und nächtelang auf Züge wartet, von denen niemand weiß, wann oder ob sie überhaupt fahren werden. Zwischen die Zugreisenden mit ihren Koffern, Pappkartons und Rucksäcken drängen sich etliche Dutzend andere Menschen, die hier sind, um Geschäfte zu machen: wieselige Schwarzmarkthändler, magere Mädchen und Jungen, die sich ganz offensichtlich zu prostituieren versuchen, Leute mit stierem, halb wahnsinnigem Blick, verlumpt und halb verhungert, die suchend durch die Menge irren, ohne dass ersichtlich würde, was sie suchen. In einigen Winkeln des Wartesaals wird auf Wehrmachts-Karbidkochern gekocht. Was aus den Kochgeschirren schwillt, ist das, was den penetrant aasigen Gestank verursacht, der in scharfen Schwaden den allgemeinen Wartesaaldunst durchzieht.

»Ernst?«

Er ist gegen jede Erwartung tatsächlich eingnickt, wacht auf, blickt um sich, sieht den nicht, der seinen Vornamen ruft.

»Ernst Fleck!«

Jetzt erkennt er ihn, drei Bänke vor sich. Es ist Milan, einer der Musiker der tschechischen Jazzband in Buchenwald. Ernst hat ihn spielen gesehen an jenem kalten Winterabend im vergangenen Dezember, an dem Willi Seifert, der Kapo der Arbeit, es tatsächlich geschafft hatte, dem SS-Rapportführer die Genehmigung für ein Jazzkonzert im französischen Block abzuschwatzen. Zur »Hebung der Arbeitsmoral«, die bei ihnen im Block als die zweitschlechteste im ganzen Lager galt. Gleich hinter der der Russen.

Milan gestikuliert wild, winkt ihn zu sich. Ernst macht eine abwehrende Handbewegung, weist auf seinen Platz, den er unter keinen Umständen verlieren will. Doch Milan hört nicht auf, ihm zu bedeuten, er solle rüberkommen. Ernst, der bisher sitzen geblieben ist, erhebt sich ein Stück, um zu sehen, warum der andere so scharf darauf ist, dass er zu ihm kommt. Milan hat tatsächlich eine ganze Bank für sich, hat seine Instrumentenkoffer so wichtigtuend darüber verteilt, dass es bisher offensichtlich niemand wagte, ihm den Platz dafür streitig zu machen.

Ernst nimmt seinen Rucksack und geht zu ihm hinüber; im Weggehen sieht er, wie die Frau auf seiner Bank ihm einen hasserfüllten Blick nachschickt und dabei hastig ihre Beine auf der frei gewordenen Stelle ausstreckt.

»Hallo, Ernst! Wie geht es dir? Was hast du seit dem 11. April gemacht? Hast du schon Verwandte gefunden? Wo geht es hin?«

Milan ist ein junger Kerl, noch nicht mal Mitte zwanzig, ist dünn und hat viel zu lange und ungewaschene Haare, wie alle Menschen in diesen Tagen. Sein Französisch ist gut, der slawische Akzent fast weggeschliffen; wenn man nicht wüsste, woher er kommt, würde man ihn nicht heraushören.

»Und du? Wohin fährst du?«

»Nach Prag natürlich! Wohin sonst?«

»Zu deiner Familie?«

»Mal schauen, was davon übrig ist. – Immerhin haben sie mir meinen Platz im Symphonieorchester frei gehalten. Ich kann gleich anfangen, ist das nicht der Wahnsinn?« Milan sieht Ernst an wie ein Schüler, der von seinem Lehrer ein Lob erwartet. Ernst weiß, dass er für ihn eine Respektsperson ist, nicht nur, weil er ein paar Jahre älter ist, sondern weil er als deutscher Kommunist zur Lagerelite gehörte und deshalb die Macht hatte, eine schützende Hand über Milans Band zu halten.

»Glückwunsch«, sagt Ernst.

»Danke dir! – Weißt du noch: *Ménilmontant, mais oui, madame ...*« Milan singt die ersten Takte. »*C'est là que j'ai laissé mon cœur ...*«

»Ja, ich erinnere mich«, sagt Ernst. »Ich erinnere mich gut.«

Charles Trenets Chanson ist der Höhepunkt des Konzerts im Dezember gewesen, obwohl es neben Stücken wie Ellingtons »Solitude« und »Caravan« oder dem »Tiger Rag« eigentlich gar nicht ins Programm passte. Gesungen hat es ein Franzose, ein Elsässer, Frager hieß er oder so ähnlich, mit einer so klaren und betörenden Stimme, dass allen, die zuhörten, die Tränen in die Augen traten.

»*Je suis pas poète, mais je suis ému. Et dans ma tête y a des souvenirs jamais perdus*«, singt Milan die Strophe, in der die Melodie nach Moll moduliert.

»Ja.« Ernst nickt. »Die Erinnerungen haben viele von uns am Leben gehalten in Buchenwald.«

»Stimmt. Aber jetzt geht es weiter, Ernst! Also sag schon, was hast du vor? Wo willst du hin?«

»Nach Hause, nach München.«

»Nach München? Ich dachte, du bist Franzose?«

»Nein, ich musste '35 aus Deutschland abhauen, bin nach Paris gegangen, hab da gelebt und gearbeitet, bin '42 zu den Francs-Tireurs et Partisans gestoßen, und bei denen hat mich dann Anfang '44 die Gestapo eingesammelt ...«

»Das wusste ich nicht«, sagt Milan.

»Ist jetzt auch nicht mehr wichtig.«

»Und was hast du vor in München?«

»Muss da was erledigen.«

Sie umkurvt einen gewaltigen Trümmerhaufen, bis der Blick auf das Neue Rathaus endlich frei wird. Das zerstörte Gebäude mitten in Wiesbaden präsentiert sich ihr in einer so vollkom-

menen Schönheit, wie sie das unversehrte nie besessen haben konnte. Gegenüber dem Drama des abstrakten Dachstuhlgerippes und der surreal leeren Fensterhöhlungen der übrig gebliebenen Giebel erscheint ihr das Bild, das sie aus ihrem Baedeker in Erinnerung hat, als rostfarben aquarellierter Kitsch. Die Zerstörung entkleidet die Architektur von allem Überflüssigen, reduziert sie auf ihr Wesentliches. Ihr scheint, als vermittele die eigentümliche Ästhetik solcher Gebäudeskelette eine sehr konkrete Vorstellung von Wahrheit. Ist das zerstörte Deutschland nicht das wahre Deutschland? Manchmal kam es ihr auf ihrer Reise hierher so vor. Vor allem als sie durch das fast vollständig zertrümmerte Köln fuhr, wo ihr die durch die Ruinen und Schuttberge irrenden Menschen wie Scherenschnitte in einem existenzialistischen Schattentheater erschienen. Auf das ihnen zukommende Maß gestutzt, auf das von Ameisen. Es ist nicht so, dass ihr das ein Gefühl von Genugtuung gegeben hätte. Im Gegenteil. Der ästhetische Schauer, der sie immer wieder auf ihrer Reise überfällt, macht sie auch traurig. Schließlich hat sie die Deutschen immer bewundert. Und tut es, zumindest in gewisser Weise, immer noch. Deswegen ist sie ja hier.

Susan parkt ihren roten Triumph Gloria – das Geschenk ihres Vaters zu ihrem zwanzigsten Geburtstag – vor dem Haus am Wiesbadener Schlossplatz, das Dr. Scherer ihr als seine Privatadresse angegeben hat. Es ist ein fünfstöckiges, mit wilhelminischem Stuck überladenes Gebäude in der weitgehend unversehrt gebliebenen Straßenzeile gegenüber dem ausgebombten Neuen Rathaus. Die gleich hinter dem Rathaus sich erhebende vieltürmige Marktkirche soll beim Angriff Anfang Februar auch einiges abbekommen haben, doch scheint sie zumindest noch über die Mehrzahl ihrer Türme zu verfügen. Überhaupt konnte Susan auf der Fahrt hierher sehen, dass Wiesbaden im Gegensatz zu Köln einigermmaßen glimpflich durch den Bombenkrieg gekommen ist. Das macht sie zuversichtlich, dass auch das Haus »Taunus« noch stehen wird.

Sorgfältig schließt sie das Verdeck des Cabrios, weil sie es möglichen Dieben nicht zu leicht machen will. Obwohl die ganz schön schlau sein müssten, das Versteck unter dem Schwiegermuttersitz des Wagens zu finden. Und dann würden sie immer noch einige Gewalt anwenden müssen, um die Schlösser zu knacken, mit denen sie ihren Schatz gesichert hat. Er besteht aus siebzehn Stangen Chesterfield, die ihr Professor Lawson mitgab, um ihre Mission in Deutschland zu finanzieren. Lawson meinte, die müssten dort einen Gegenwert von fast dreihundert Pfund haben. Ungefähr so viel, wie der Triumph vor fünf Jahren gekostet hat.

Gottlieb Scherer öffnet gleich nach dem ersten Klingeln selbst die Wohnungstür. Lawson und Susan korrespondierten in den letzten beiden Jahren ausführlich mit dem SS-Arzt. Getroffen hat sie ihn bisher jedoch noch nie. Wie viele Nazis, denen sie bisher begegnet ist, stimmt Scherers Typus ganz und gar nicht mit dem von ihnen bewunderten und propagierten Ideal des Ariers überein; weder ist er blond noch blauäugig und auch sonst in keiner Hinsicht irgendwie ansehnlich. Er ist dunkel, breitschultrig, sein flaches Gesicht ist von Pockennarben zerfressen, die seltsamerweise auf Susan nicht abstoßend wirken, sondern den männlichen Charakter seiner ziemlich brutalen Züge unterstreichen. Er reicht ihr die Hand. Sein Händedruck entspricht seinem Äußeren.

»Es freut mich, Miss Mitford, dass Sie es zum verabredeten Datum geschafft haben. Ein Kunststück in diesen Zeiten.«

»Nicht wenn man einen soliden englischen Sechszylinder unterm Hintern hat.«

Scherer, der ihren Humor offenbar zu schätzen weiß, grinst anerkennend und führt sie in ein Arbeitszimmer mit hoher Decke. Die Fensterfront auf der einen Seite gibt den Blick auf die Rathausruine frei. Auf der gegenüberliegenden Seite des Raumes reihen sich in Regalen Gläser aneinander, in denen Hunderte von Präparaten menschlicher Föten aller Wachs-

tumsstadien und in allen nur denkbaren Varianten von Deformation bleich und mit geschlossenen Augen im Alkohol schwimmen. Susan kennt solche Sammlungen aus dem Department of Social Anthropology in Cambridge. In einer Privatwohnung hat sie so etwas noch nie gesehen.

»Ich nehme an, ein Tee wäre Ihnen jetzt recht?«

»Absolut. Und gegen etwas Stärkeres zusätzlich hätte ich nach dieser Fahrt auch nichts einzuwenden.«

Ohne Susans Verlangen nach Alkohol zu kommentieren, geht Scherer zum Fenster und bringt hinter dem rotsamtenen Vorhang tatsächlich eine dicke, geflochtene Kordel zum Vorschein, an der er jetzt zieht, mit der Wirkung, dass man irgendwo in der Tiefe der Wohnung das Bimmeln eines Glöckchens hört. Dann holt er aus den Katakomben seines wuchtigen Eichenholzschreibtischs eine Kristallkaraffe mit bernsteinfarbenem Inhalt, anschließend zwei ebenfalls kristallene Tumbler. Susan kommt sich vor wie in einem Agatha-Christie-Krimi.

»Wie geht es meinem Freund Mark Lawson, Miss Mitford?«

Der an die Frage anschließende viertelstündige Small Talk dreht sich um die neuesten personellen und wissenschaftlichen Entwicklungen in der American Eugenics Society, deren korrespondierende Mitglieder Scherer und sein Lehrer Fritz Lenz wie auch Mark Lawson, Susans Doktorvater am Trinity College, sind. Die Verbindungen zwischen den amerikanischen, englischen und deutschen Eugenikern waren immer schon eng. Lenz, der Mitverfasser des deutschen Standardwerks zur Eugenik und des Gesetzes »zur Verhütung erbkranken Nachwuchses« von 1933, brachte seinen Lieblingsschüler Gottlieb Scherer 1939 auch in Kontakt mit der British Eugenics Society, deren Direktor bis 1944 John Maynard Keynes war, dem vor Kurzem dann Mark Lawson nachgefolgt ist.

Nach dem ausgezeichneten Single Malt und dem weniger ausgezeichneten Tee, einem muffigen Assam, den ein wahrhaf-

tig weiß beschürztes Dienstmädchen servierte, beendet Susan den Small Talk und kommt zur Sache.

»Es tut mir aufrichtig leid, Miss Mitford.« Ohne das geringste Anzeichen von Bedauern in seiner Stimme zuckt Scherer auf ihre Frage nach den »Goldkindern«, wie sie sie nennt, die Schultern. »Aber das Heim ›Taunus‹ wurde schon im März, noch vor Ankunft der Amerikaner, evakuiert. An dieser Aktion war ich als leitender Arzt nicht mehr beteiligt. Das lag ganz in der Hand der Organisation. Deshalb kann ich Ihnen auch nichts über den Verbleib der Kinder sagen. Vermutlich sind sie in andere Heime in noch nicht vom Feind, ich meine, von den Alliierten besetztem Gebiet verbracht worden.«

»Das kann doch nicht wahr sein!« Susan kann ihre Fassungslosigkeit nicht verbergen. Sie reicht Scherer ihren inzwischen geleerten Tumbler, der gießt ihr zwei Finger breit nach, nimmt sich selbst aber nichts mehr. »Die Sichtung und Beschreibung der Kinder ist das Herzstück meiner Arbeit!« Nachdem sie sich einigermaßen gefangen hat, fährt sie etwas ruhiger fort: »Ohne sie wäre sie wissenschaftlich völlig wertlos!«

»Das weiß ich. Ich habe Ihren theoretischen Teil gelesen.«

»Und? Was halten Sie davon?«

»Ausgezeichnet. Methodisch bringen Sie Galtons und Pearsons Ideen auf den neuesten wissenschaftlichen Stand. Die Produktivität des besten Erbgutes zu erhöhen hat Vorrang gegenüber der Unterdrückung der Produktion des schlechtesten Erbgutes. Das war auch unsere Prämisse.«

»Ohne empirischen Beweis bleibt das alles aber bloße Theorie!«

»Wie gesagt, die Kinder sind nicht mehr im Heim ›Taunus‹.« In Scherers Stimme verebbt die Geduld, mit der er ihr bisher geantwortet hat.

»Aber Sie haben bestimmt Aufzeichnungen? Messdaten? Tests? Gesprächsprotokolle?«

»Aufzeichnungen?« Scherer spricht das Wort aus, als be-

zeichne es etwas Ekelerregendes. »Sie glauben doch nicht, dass ich in der jetzigen Situation noch über irgendwelche *Aufzeichnungen* verfüge?«

Vorm Rathaus wird geflaggt, weil gestern der endgültige Waffenstillstand in Kraft getreten ist. Im Tagblatt steht, dass heute ein »Friedenstag« sei. Und dass die Amerikaner am Nachmittag eine Militärparade abhalten wollen. Josef bleibt stehen und beobachtet die schwitzenden Rathausangestellten beim Ausrollen und anschließenden Hochziehen der Fahnen an den drei Flaggenbäumen vor dem Gebäude. Er wartet auf den Witz, dass sie aus Versehen eine Hakenkreuzfahne erwisch haben. Schließlich hieß der Rathausplatz bis vor zwei Tagen noch Adolf-Hitler-Platz. Aber er wird enttäuscht. Sie haben tatsächlich auch noch andere Fahnen im Rathauskeller gefunden. Zwei sind die blau-weiß gerauteten bayrischen, eine, die in der Mitte, ist rot-weiß. Josef weiß nicht, wofür das stehen soll. Polen? Ist die polnische Nationalflagge nicht auch rot-weiß geteilt? Aber was sollte die hier? Vielleicht ist es auch die von Garmisch-Partenkirchen? Er weiß gar nicht, wie die aussieht. Er beschließt, dass ihm das egal ist, und schlendert weiter die Bahnhofstraße hinauf, auf den Bahnhof zu, der immer noch nicht in Betrieb ist. Telefon oder Post funktionieren genauso wenig. Und die Versorgung mit Nahrungsmitteln erst recht nicht. Vor der Notverpflegungsküche an der Tiroler Weinstube am Rathausplatz war ihm die Schlange zu lang. Aber irgendetwas gegen oder eher für den sich schmerzhaft zusammenziehenden Magen muss er unternehmen. Obwohl in den Bahnhof Züge weder ein- noch ausfahren, herrscht auf dem Platz davor immer reges Treiben, was Tauschgeschäfte angeht. Er hat zwar nichts zum Tauschen außer den paar Lebensmittelmarken der Oma. Aber vielleicht ergibt sich doch irgendwas. Irgendwas ergibt sich immer. Bisher jedenfalls.

So wie er denken wohl alle, die mit ihm auf den Straßen unterwegs sind. Auf dem Bürgersteig drängt es sich, doch der Strom der Fußgänger gerät immer wieder ins Stocken. Woran vor allem die Fahrradfahrer schuld sind, die ihre Räder über die Bürgersteige schieben müssen, weil sie nicht auf der Straße fahren dürfen. Anordnung des amerikanischen Kommandanten. Überall hängen die Plakate, auf denen er verkündet, dass allen Zivilisten verboten ist, Automobile und Fahrräder auf den völlig überlasteten Hauptstraßen zu benutzen. Über die brausen ununterbrochen, Tag und Nacht, amerikanische Militärfahrzeuge; dauernd passieren Unfälle. Wer ohne einen von der Militärregierung ausgestellten Passierschein angetroffen wird, steht auf den Plakaten, wird verhaftet, sein Fahrzeug wird beschlagnahmt und nicht zurückgegeben.

Schaut Josef den ihm Entgegenkommenden in die Gesichter, erkennt er sich selbst in ihnen. Erschöpft, ausgezehrt, halb verhungert, die Augen in den Höhlen viel zu groß, aufgerissen, die Blicke gehetzt. Aber nein, das glaubt er jetzt dann doch nicht, dass er gehetzt herumläuft. Dazu hat er eigentlich keinen Grund – im Unterschied zu den Abertausenden von Fremden, die schon vor der Kapitulation nach Garmisch kamen und immer noch in die Stadt strömen. Nach den Nazis aus dem ganzen Reich, die an die »Alpenfestung« geglaubt haben, kommen jetzt die Ausgebombten aus den Großstädten, die Kinder aus der Kinderlandverschickung, die nicht wissen, wohin; die Flüchtlinge aus den von den Russen bedrohten Gebieten, zerlumppte deutsche Soldaten – alle irren umher auf der Suche nach einer Unterkunft und einer kostenlosen Essensausgabe. Die Probleme kennt Josef nicht, er hat sein Zimmer bei der Großmutter in der Wettersteinstraße, und der Oma stehen so viele Lebensmittelmarken zu, dass es neben ein paar Schwarzmarktgeschäften für sie beide reicht.

Er kommt an der amerikanischen Militärkommandantur vorbei; davor windet sich die endlose Schlange derjenigen, die

irgendwelche Erlaubnisscheine brauchen. Ein alltäglicher Anblick. Nicht alltäglich aber ist der riesige Mercedes, der halb auf dem Bürgersteig vor der Kommandantur geparkt ist. Josef bleibt stehen. Er kennt diesen Mercedes. Jeder in Garmisch kennt diesen Mercedes. Es ist ein Mercedes W07 von 1938, eine knapp sechs Meter lange, drei Tonnen schwere schwarze Limousine mit einem Siebeneinhalb-Liter- und Achtzylinder-motor, die zweihundertdreißig PS auf die Straße bringt. Das Nazibonzen-Auto schlechthin. Davon wurden nur gut einhundert Stück gebaut. Mindestens drei davon gehörten dem Führer selbst, ein paar verschenkte er an irgendwelche ausländischen Diktatorenfreunde. Das Modell hier vor der Militärkommandantur gehört Wipert von Blücher, einem Nachfahren des berühmten Generals. Wie er an dieses unbezahlbare Stück deutscher Autobaukunst gekommen ist, weiß niemand. Ein hohes Nazitier war er jedenfalls nicht; man sagt sogar, er habe sich mit den Nazis überworfen und sei deshalb von seinem Posten als deutscher Botschafter in Finnland abgerufen worden. Er hockt jetzt schon seit anderthalb Jahren droben in seiner mächtigen Villa in der Gsteigstraße und schreibt angeblich an seinen Memoiren.

Fasziniert vom schweren und gleichzeitig doch eleganten schwarz glänzenden Körper des Wagens nähert Josef sich ihm; ehrfürchtig streicht er mit den Fingern an der polierten Karosserie entlang und wirft einen Blick ins Innere. Niemand ist im Auto. Doch auf der ledergepolsterten Rückbank liegt etwas, dessen Anblick seinen Atem stocken lässt. Eine Leica II. Schlankes schwarzes Gehäuse, silbern blinkender verchromter Aufbau mit Entfernungsmesser und ein 35-mm-Schraubobjektiv von Zeiss. Ein Traum von einer Kamera. Dr. Rhode, ihr Physiklehrer am Werdenfels-Gymnasium, trug eine solche ständig bei sich, schwärmte von dieser Meisterleistung deutscher Feinmechanik und zeigte ihnen ständig die gestochen scharfen Aufnahmen, die er damit machte. Leider fotografierte

er ausschließlich die Zugspitze, die er zwar aus allen Perspektiven und unter allen nur möglichen Witterungsbedingungen ablichtete, doch auf Dauer verloren seine mit den technischen Details der jeweiligen Aufnahme gespickten Bildvorträge an Attraktivität.

Haften geblieben ist bei Josef aber die durch Dr. Rhode vermittelte Erkenntnis, dass es sich bei der Leica II um ein Wunderwerk, um etwas überaus Wertvolles also handelt. Ihr Anblick saugt ihn buchstäblich an, und ohne dass er sich dessen richtig bewusst wird, tastet seine Rechte nach dem Griff der Wagentür, die ihn von diesem Zauberobjekt trennt. Und tatsächlich, es ist wie ein Wunder, der Griff gibt nach, die Tür öffnet sich widerstandslos und mit einem diskreten Geräusch. Die Leica II liegt jetzt zum Greifen nahe vor Josef. Und Josef kann gar nicht anders, er langt danach. Doch in dem Augenblick, in dem er den erstaunlich kühlen Apparat in der Hand hält, verspürt er einen solchen Tritt in seinen Hintern, wie er ihn bisher in seinem zwanzigjährigen Leben noch nie verspürt hat. Einen Tritt mit solcher Wucht, dass er ins Innere des Fonds befördert wird, einen Tritt, der seinen Kopf gegen die gegenüberliegende Tür donnern lässt, sodass Josef für einen Moment die Orientierung verliert. Lang genug jedenfalls, dass derjenige, der ihm den Tritt verpasst hat, ausreichend Zeit hat, das Auto zu starten und damit loszufahren, ohne Josef eine Chance zu lassen, herauszukriechen und sich zu retten.

In Fünferreihen, so, wie sie es vom Marsch von ihrem Block zu den Appellen gewohnt waren, marschierten sie am 11. April auf der Straße vom Lager nach Weimar. Erst jetzt fällt ihm auf, dass es tatsächlich so gewesen ist, dass sie, ohne nachzudenken, die von der SS diktierte Ordnung übernommen haben, obwohl es jetzt der Marsch in die Freiheit war. Und obwohl sie be-

waffnet waren. Er trug eine Panzerfaust auf der Schulter und marschierte in der zweiten Kolonne der zerlumpten und halb verhungerten Häftlinge mit. Der Truppe, die für die zweite Angriffswelle auf die Wachtürme und die Kommandantur bestimmt war. Für die erste, mit Maschinenpistolen, Gewehren und Handgranaten bewaffnete Welle hatte das illegale Lagerkommando nur bewährte Frontkämpfer vorgesehen, Männer, die im Spanischen Bürgerkrieg gekämpft hatten. Es kam nicht zum Sturm auf die Wachtürme und die Kommandantur. Die Amerikaner haben ihnen die Party versaut und sind ihnen zuvorgekommen. Aber immerhin haben sie selbst es geschafft, die SS-Wachmannschaften von ihrem Evakuierungsplan abzuhalten und sie in die Flucht zu schlagen. Und es gelang ihnen, deren Waffenlager zu erstürmen und sich vollständig auszurüsten.

Bei der Erinnerung daran tastet Ernst jedes Mal nach der Walther P.38 in seinem Rucksack, seinem sozusagen privaten Beutestück bei diesem Sturm. Außer der fast neuen Pistole hat er dabei noch zwei volle Ersatzmagazine organisieren können. Immer wenn er mit den Fingern die Konturen der Waffe in seinem Rucksack entlangfährt, gibt ihm das ein Gefühl von Stärke und überlegener Gewissheit, das, was er in München zu erledigen hat, tatsächlich auch erledigen zu können.

Es stimmt, was er vorhin Milan sagte: dass vielen von ihnen die Erinnerung an die Zeit davor den Überlebenswillen im Lager eingegeben hat, die Geduld, die physischen Entbehrungen und psychischen Demütigungen zu ertragen, den Anblick des tagtäglichen Tötens auszuhalten. Er weiß nicht, um welche Art von Erinnerung es sich bei den anderen gehandelt hat; über solche Dinge sprach man nicht oder nur ganz selten. Aber er vermutet, dass die meisten anderen an positiven, schönen und vielleicht auch erklärenden Erinnerungen an ihr früheres Leben festgehalten und an diese Erinnerungen die Hoffnung geknüpft haben, dass es wieder so werden würde, nach dem

Krieg, nach dem Lager, nach der Rückkehr in ihre Familien, zu ihren Geliebten. Bei ihm sind es andere Erinnerungen gewesen, die ihn am Leben hielten. Es war vor allem der Gedanke an die Visage des Genossen Max Troll, der im kommunistischen Untergrund von München nach 1933 den Decknamen Theo trug.

Begegnet ist er Theo zum ersten Mal im Juni '35 im Zeltlager am Isarufer. Das war einer der unverdächtigsten Orte der Stadt, um Flugblätter zu drucken. Er und sein Bruder Albert verbrachten damals die Tage damit, sich mit Rosa und ein, zwei anderen Genossen schon morgens früh im Lesesaal des Arbeitsamtes in der Thalkirchner Straße zu treffen und die internationalen Zeitungen zu lesen, die es damals noch gab. Aus den Informationen daraus bastelten sie die Texte für ihre Flugblätter; die Matrizen dafür hauten sie in ihrem Zelt am Isarufer zusammen und zogen dann die Blätter durch eine mit einer Handkurbel betriebene Presse.

Und vor diesem Zelt tauchte eines Abends Theo auf und holte einen Stapel Flugblätter ab. Jemand aus dem KJVD, dem Jugendverband der KPD, hatte ihn angekündigt, sonst wäre er nie an dieses Versteck herangekommen. Theo hatte eine gedrungene, massige Figur und ein flaches, nichtssagendes Gesicht mit einem darin festgezurrtten Dauergrinsen. Vielleicht war es dieses Grinsen, das ihn unverdächtig machte. Außerdem hatte er damals in der Untergrundpartei Erfolg beim Anwerben von Neumitgliedern und beim Einsammeln von Spenden für die Rote Hilfe. Seitdem die KPD-Führung auf Geheiß Stalins ihre Theorie von der sozialfaschistischen SPD aufgegeben hatte und zur Volksfront-Strategie gewechselt war, bekam die Partei wieder mehr Zuspruch. Es war vor allem Theos Fleiß zu verdanken, dass die in der Illegalität arbeitende Partei im Jahr 1935 in München so etwas wie eine Blüte erlebte. Zu diesem Fleiß kam seine einwandfreie Reputation. Schließlich hatten ihn die Nazis gleich im April '33 verhaftet und ins KZ in Dachau

gesteckt. Dass sie ihn darin auch umgedreht hatten, kam erst viel später heraus. Zu spät.

»Zigarette?«, fragt Milan.

»Na klar.« Ernst zieht eine Zigarette aus der ihm angebotenen Packung Lucky Strike. Sie gehört zum Deputat, das ihnen die amerikanischen Soldaten nach der Befreiung des Lagers mit auf den Weg gegeben haben. Für Raucher ein sehr flüchtiger Schatz. Ernst ist froh, dass er noch nie viel geraucht hat. Er wird seine Päckchen noch brauchen können. Aber das Geschenk des jungen Musikers nimmt er gerne an. Er mag den Jungen, mag seinen ungebrochenen naiven Optimismus, beneidet ihn sogar darum, wünschte, er könnte ein Stück davon abbekommen.

Sie sind aufgestanden, stehen neben der Bank, die mit Milans Instrumentenkoffern bedeckt ist. Ernst hat seinen Rucksack über die Schulter gehängt. Vor ein paar Minuten kam die Ansage, dass bald ein Zug Richtung München einlaufe. Sie rauchen schweigend, es ist ein Abschiedsritual. Viel zu sagen gibt es nicht mehr. Doch dann fällt Ernst ein anderes Chanson von Charles Trenet ein, das der Elsässer bei dem Konzert an jenem Dezemberabend sang, sogar an die Melodie erinnert er sich. Er findet es albern, hier zu singen, findet es auch albern, jetzt sentimental zu werden, aber er kann sich gegen diesen Anflug nicht wehren, will dem Jungen irgendetwas mit auf den Weg geben.

»Erinnerst du dich noch? *Le bonheur ne passe qu'une fois. Prenez-le quand il vous appelle.*«

»Oh ja!« Milan ist gerührt. »Daran werde ich mich immer erinnern.«



Fast wäre sie ein weiteres Mal daran vorbeigefahren, obwohl sie sich genau an die Orientierungspunkte gehalten hat, die sie sich mit Hilfe einer Generalstabskarte von Wiesbaden bereits zu Hause in Batsford Park herausgesucht hatte. Auf der Straße

Richtung Idstein nördlich aus Wiesbaden hinaus, den Nordfriedhof links passieren, dann ist die Einfahrt zum Gelände des Heims gleich rechts hinter einer Bushaltestelle. Dass sie beim ersten Mal daran vorbeifuhr, lag daran, dass die Bushaltestelle nicht mehr existiert oder irgendwohin verlegt wurde und die Einfahrt fast zugewachsen ist. Jetzt hat sie den Weg gefunden, eine schmale asphaltierte Straße. Über dem offenen Verdeck ihres Wagens formen Baumwipfel ein liches hellgrünes Dach, das Unterholz ist nahe an die Straße gerückt. Zweige kratzen rechts und links an der Karosserie; es ist, als führe sie durch einen Tunnel. Dann plötzlich sieht sie das Heim »Taunus« vor sich, ein mächtiges lang gestrecktes, dreieinhalbstöckiges Gebäude auf einer Lichtung im Wald. Sie parkt den Triumph neben einem Jeep der amerikanischen Militärpolizei, dem einzigen Fahrzeug auf dem Parkplatz vor dem Haus. Als sie aussteigt, fällt ihr die Stille hier auf. Scherer hatte recht: Das ist kein Kinderheim mehr.

Sie blickt an der Front des grau verputzten Hauses hoch. An jedem der drei Stockwerke sind hölzerne Balkone angebracht, über fast allen Balkongeländern hängt Wäsche zum Trocknen, das Haus scheint also vollständig bewohnt zu sein. Sie fragt sich, von wem, denn nirgendwo ist ein Mensch zu sehen oder zu hören. Je länger sie vor dem düsteren Gebäude steht und nach irgendeinem Lebenszeichen darin Ausschau hält, desto unheimlicher kommt ihr die Stille vor. Was ist mit den Kindern geschehen? Was ist aus diesem großartigen Experiment geworden?

Die zweiflügelige Eingangstür öffnet sich, und ein schwergewichtiger schwarzer amerikanischer Militärpolizist kommt heraus. Offenbar hat er sie von drinnen gesehen, denn er steuert direkt auf sie zu, setzt ein breites Grinsen auf und redet sie nach einem kurzen Blick auf das englische Kennzeichen des Triumph in trägem Südstaatenakzent an: »Haben Sie sich verfahren, Darling?«

»Keineswegs, Sir. Ich wollte zu einem Kinderheim, ›Tanus‹. Das da ist es doch, oder?«

»Kinderheim? Keine Ahnung, ob das hier früher vielleicht mal ein Kinderheim war. Seitdem wir darauf aufpassen, ist es jedenfalls kein Kinderheim, sondern ein Heim für Flüchtlinge und *Displaced Persons* ...«

»Und wo sind die? Ich sehe keine Menschenseele.«

»Beim Mittagessen im Speisesaal.«

»Verstehe. Gibt es denn jemand, der mir sagen könnte, wo die Kinder geblieben sind, die hier früher mal gelebt haben?«

»Weiß ich nicht. Aber drinnen gibt es eine deutsche Verwaltung, die können Ihnen vielleicht weiterhelfen.« Doch statt Susan den Weg zu zeigen, deutet er auf den Triumph. »Flotter Schlitten, Lady ...«

Dabei schaut er nicht auf das Auto, sondern von oben bis unten Susan an. Sein anerkennendes Grinsen gilt ihr. Sie nimmt es nicht als Anmache, sondern als ein Kompliment. Die völlige Ignoranz des SS-Arztes vorhin in Wiesbaden hat sie irritiert und kommt ihr jetzt wie eine Beleidigung vor.

Der Verwalter des Flüchtlingsheims ist ein verknitterter dürrer und grauer Bürokrat, der in seinem viel zu weiten Anzug aussieht, als wäre er weit über sechzig, tatsächlich aber ist er wohl noch keine fünfzig. Er kann ihr auch nicht sagen, was aus den Kindern geworden ist. Er weiß nur, dass es hier bis vor ein paar Monaten welche gab. Er hat eine frühere Schwester des Kinderheims kommen lassen, die jetzt hier in der Küche arbeitet. »Irmgard« steht auf einem aufgenähten Stück Stoff am oberen Rand ihrer Schürze.

»Die sind schon Anfang März vom Lebensborn abgeholt worden. In vier Lastkraftwagen.« Irmgard hat sich im Büro des Verwalters nicht hingesetzt, obwohl er ihr einen Stuhl angeboten hat. Sie bleibt vor Susan stehen, signalisiert, dass sie nicht viel Zeit für die englische Besucherin opfern will, und hat eine entsprechend abweisende Miene aufgesetzt.

»Und wissen Sie, wo sie jetzt sind?«

»Soweit ich weiß, in einem anderen Lebensborn-Heim, im Heim ›Franken‹ in Schalkhausen.«

»Wo ist das?«

»Bei Ansbach, in der Nähe von Nürnberg.«

»Das werde ich schon finden.«

Misstrauen blitzt in Irmgards Blick auf. »Weshalb interessieren Sie sich denn überhaupt für die Kinder?«

»Mein Gott! Sie sind das Ergebnis eines der großartigsten Experimente der Weltgeschichte! Das erste Mal, dass man sich an eine wirkliche Menschenzucht gemacht hat. Darüber schreibe ich meine Doktorarbeit.«

»Menschenzucht?« Der graue Verwalter schiebt seinen Stuhl ein paar Zentimeter vom Schreibtisch weg, eine Geste der Distanzierung, die Susan nicht sofort als solche versteht.

»Ja! Ich habe in einer englischen Zeitung Interviews mit Lebensborn-Müttern gelesen, in denen sie davon berichten, dass sie sich freiwillig SS-Männern als Zeugungshelferinnen für eine reine arische Rasse zur Verfügung gestellt haben ...«

»So etwas steht in englischen Zeitungen?« Der Verwalter schüttelt zuerst ungläubig, dann angeekelt den Kopf.

Susan schaut zur früheren Schwester. Doch Irmgard verzieht keine Miene, sieht starr zum Fenster hinaus. Susan versteht die ostentative Ablehnung der beiden als späte Scham der Besiegten für etwas, von dem sie glauben, dass die Sieger es abscheulich finden. Aber da liegen sie falsch. Sie und Professor Lawson haben durchaus nichts gegen ein solch gewaltiges Experiment. Im Gegenteil. Sie beide sind äußerst gespannt auf dessen Ergebnisse. Und ebenso gespannt wären mit ihnen zweifellos auch die beiden vorangegangenen Generationen englischer Eugeniker gewesen.

Als Susan aus dem Gebäude tritt, ist der amerikanische Jeep vom Parkplatz verschwunden. Nur ihr Triumph steht noch da. Hinter dem Waldsaum ihr gegenüber reflektieren gewaltige

Kumuluswolken, die wie eine Gebirgskette der Alpen aussehen, die im Zenit stehende Sonne.

»Du verdammtes kleines Arschloch! Weißt du eigentlich, was so 'ne Leica wert ist? Weißt du natürlich nicht, du gieriger dummer, mieser Gauner. Wie ich euch hasse! Keine ruhige Minute hat man mehr, seit ihr die Stadt überschwemmt wie 'ne Seuche! Nichts ist mehr sicher vor euch! Schlägst du morgens das Tagblatt auf, siehst du nichts als Verlustanzeigen. Verloren. Gefunden. Gefunden wird nichts. Verloren alles. Seitenlang. Gestohlen, gestohlen, gestohlen! Nichts ist mehr sicher! Dem einen klauen sie das Radio, dem anderen das Fahrrad, dem dritten das Motorrad. Sogar Kinderwagen werden geklaut! Stell dir das mal vor, Kinderwagen! Zum Kotzen ist das, Kleiner! Widerwärtig! Es ist die Anarchie! Chaos. Zeit der Gesetzlosigkeit. Vor ein paar Tagen noch hätte man euch Verbrecher an die Wand gestellt! Plündererei! Aber jetzt? Nichts! Keine Polizei mehr. Das Einzige, was von den Amerikanern bestraft wird, ist, wenn die Ausgangssperre überschritten wird. Lächerlich. Aber sonst? Wenn du mich fragst, kleiner Wichser, sollten wir die Sache selbst in die Hand nehmen. Nicht wir. Dich meine ich nicht. Sondern uns. Die Bürger von Garmisch.«

»Ich bin aus Garmisch«, sagt Josef erschöpft. Erschöpft von der ununterbrochenen, die ganze Fahrt dauernden hass-erfüllten Suada des Autofahrers auf dem Sitz vor ihm, der mit hektischen Bewegungen den riesigen Mercedes hinaus aus der Stadt steuert, zuerst Richtung Mittenwald, dann aber rechts hoch, steil ins Gebirge hinauf, auf die Partnachklamm zu.

»Ach, aus Garmisch?«, fragt der Fahrer höhnisch. »Des glaub i dir nimmer!«

»Doch«, sagt Josef, der bemerkt, dass der Mann zwar ver-

sucht, den oberbayrischen Tonfall nachzuahmen, dabei aber nicht besonders echt klingt.

»Also?«

Josef wird übel. Der Kerl steuert die spitzen Kurven viel zu steil an. Manchmal fehlen nur ein paar Zentimeter, bis der Wagen an eine Felswand knallen würde.

»Ich wohne bei meiner Oma in der Wettersteinstraße.«

»Bei der Oma? Warum bei der Oma?«

»Ist eine lange Geschichte.«

»Schade, dass du keine Zeit hast, sie mir zu erzählen.«

Abrupt stoppt das Auto. Josef schaut zum Wagenfenster hinaus. Sie halten an der Stelle der Straße, die der Eisernen Brücke gegenüberliegt und an deren linker Seite es direkt und ohne irgendein Schutzgitter hinunter in die Partnachschlucht geht. Der Wagen steht so dicht am Straßenrand, dass Josef, wenn er jetzt aussteige, nicht einmal mehr einen halben Fuß festen Grund unter sich hätte.

»Steig aus!«, sagt der Fahrer.

Josef hat bisher nur die glatten schwarzen Haare seines Hinterkopfs, nicht aber sein Gesicht sehen können. Der Typ scheint auch keinen Wert darauf zu legen, hat sich bisher kein einziges Mal umgedreht und tut es auch jetzt nicht. Josef krabbelt über das Lederpolster hinüber zur anderen Wagentür, durch die er auf die Straße gelangen könnte.

»Sinnlos«, sagt der Fahrer. »Die ist verriegelt. Musst schon die hier nehmen.«

»Wenn ich da aussteige, stürz ich ab«, sagt Josef.

»Kümmert's wen?«

Obwohl er sein Gesicht nicht sehen kann, weiß Josef, dass der Typ grinst, als er das sagt. Josef überlegt ein paar Augenblicke. Dann kriecht er übers Lederpolster des Fonds zurück zur Tür, die in den Abgrund führt. Er drückt den verchromten Griff herunter, die Tür öffnet sich, er stößt sie mit der Schulter ganz auf. Dann streckt er sich hinaus, umklammert mit den

Händen die Dachreling des Wagens, zieht die Beine nach und klettert aufs Dach des Autos. Im Turnunterricht hätte er das nie so hingekriegt. Aber da ging es bloß um eine Note, die Josef sowieso nie interessiert hat. Er rutscht übers Autodach, lässt sich auf dessen straßenwärtiger Seite heruntergleiten, landet auf festem Asphalt und schaut dem Fahrer, der seine Fensterscheibe heruntergekurbelt hat, ins Gesicht. Der grinst nicht mehr, starrt Josef wütend an. Es ist Hubertus von Blücher, der jüngere Sohn des Diplomaten von der Gsteigstraße. Bisher hat er ihn nur manchmal aus der Ferne gesehen, jetzt erinnert er ihn mit seiner imposanten Oberlippe an einen großen, schlanken Kater. Die Augen sind schmal und blinzeln unablässig. Das Haar liegt wie von einer Riesenkatzenmutter beleckt glatt an.

»Dann angenehme Rückfahrt noch«, sagt Josef und wendet sich zum Gehen. Nach dem ersten Schritt hört er ein leises metallisches Knacken hinter sich. Weil er von den Waffen seines Großvaters weiß, wie es klingt, wenn ein Sicherungshebel heruntergedrückt wird, bleibt er stehen. Tatsächlich, der Kater richtet eine ziemlich großkalibrige Pistole auf ihn.

»Steig wieder ein!« Seine Stimme klingt ruhig.

Nach allem, was Josef über Hubertus von Blücher gehört hat, meint der es ernst. Josef kalkuliert seine Chancen und kommt zum Schluss, dass er zu wenige hat. Selbst wenn er jetzt blitzschnell abhaut – die Distanz bleibt zu kurz. Trotzdem zögert er, sieht Blücher in die Augen.

»Brauchst keine Angst zu haben. Dir passiert nichts. Hab nur einen Spaß gemacht.«

Josef traut dem Kerl nicht. Zögert immer noch.

»Nu steig scho ein, sonst muss i wirklich noch schiaßen!«



Mühsam bahnt Ernst sich einen Weg durch die Menge ausgezehrter und oft nur in Lumpen gekleideter Menschen, die sich